



Klaus Rose (Fotos) | Wilhelm Schöttler (Texte)

Wilde Zeiten im Revier Die 60er & 70er Jahre



Wartberg Verlag

Klaus Rose (Fotos) | Wilhelm Schöttler (Texte)

Wilde Zeiten im Revier Die 60er & 70er Jahre

Bildnachweis

Alle Fotos stammen von Klaus Rose aus dem Bestand der Bildagentur dpa Picture-Alliance.

picture alliance / Klaus Rose / Klaus Rose: Cover, S. 4, 6, 7, 8, 11, 12 u., 13, 14 r., 15, 16, 17, 19, 20 o., 21 u., 22, 23, 25, 26 o., 27, 29, 30, 32, 35, 36 o., 37, 39 r., 41 o., 43 o., 44, 45, 47, 48, 49, 50 o., 51 o., 53, 54 o., 55, 56 o., 59, 60 o., 61. 62, 63, 65, 66 l., 67, 68 o., 69, 70

picture alliance / imageBROKER / Klaus Rose: Cover Rückseite, S. 9, 12 o., 14 l., 20 u., 21 o., 26 u., 28, 31, 33, 36 u., 38, 39 l., 40, 41 u., 43 u., 46, 50 u., 51 u., 52, 54 u., 56 u., 57, 60 u., 66 r., 68 u., 71

dpa • picture alliance

1. Auflage 2025

Alle Rechte vorbehalten, auch die des auszugsweisen Nachdrucks
und der fotomechanischen Wiedergabe.

Layout und Satz: Christiane Zay, Passau

Druck und Bindung: optimal media GmbH, Röbel an der Müritz

© Wartberg-Verlag GmbH

34281 Gudensberg-Gleichen, Im Wiesental 1

Telefon: (0 56 03) 930 50

www.wartberg-verlag.de

ISBN 978-3-8313-3392-9

Inhalt

Einleitung	4
Kindheit zwischen Halden und Hochöfen	5
Wilde Jugend im Pott	10
Babyboom und Bildungsnotstand	18
Alltagsleben	24
Freizeit und Feierabend	34
Arbeit und Arbeitskämpfe	42
Umwelt und Verkehr	58
Politik und Proteste	64

Einleitung

Grundlage des Ruhrgebiets als Industrieregion war das Kohlevorkommen. Zunächst betrieben die Bauern, wenn sie im Winter nichts zu tun hatten, Kohlengräberei in bunenförmigen Löchern (Pütts). 1837 wurde der erste Schacht abgeteuft und 1849 mit der Verkokung für die Stahlproduktion begonnen. Zu dieser Zeit bauten die Bergbaubetriebe die ersten Zechensiedlungen in der Nähe der Arbeitsstätten. Die Verbundenheit der Arbeiter mit dem Betrieb und das Gemeinschaftsgefühl innerhalb der Siedlungen waren groß. Es entstand das größte Bergbau- und Schwerindustriegebiet Europas. Durch Zuzug von Arbeitskräften aus den preußischen Ostgebieten bildete sich in der Durchmischung mit den Einheimischen ein spezieller Menschenschlag. Die Sprache war frei und ungezwungen. In das Hochdeutsche mit plattdeutschen Einschlüssen mischten sich polnische und jiddische Vokabeln wie „Mottek“ für Hammer oder „Maloche“ für schwere Arbeit.

Das Ruhrgebiet hatte traditionell keine Stahlindustrie. Erst dank der Gewinnung der Fettkohle unterhalb der Mergelschicht und deren Verkokung siedelten sich Stahl erzeugende Firmen wie Krupp in Essen an. Durch den erhöhten Bedarf an Stahl wuchs dieser Industriezweig gewaltig. Begünstigt wurde die industrielle Konzentration durch die Eisenbahnen. Die Köln-Mindener entstand 1847 und die Bergisch-Märkische 1849. Dazu kam der Bau des Dortmund-Ems-Kanals 1899, der einerseits Erz aus Skandinavien heranbrachte und in umgekehrter Richtung Stahl zur Nordsee.

Der optimistische Geist des Wiederaufbaus der Nachkriegszeit bröckelte in den 1960ern. Doch noch herrschte Aufbruchstimmung durch die Entdeckung des Reisens. Ein massiver Anstieg der Arbeitslosigkeit erfolgte erst in den 1970er Jahren.

Mit der ab 1958 einsetzenden Kohlekrise musste das Ruhrgebiet langfristig umorganisiert werden. So wurde 1966 Opel in Bochum



Fotograf Klaus Rose steht mit seiner Kamera auf einer Trittleiter, um über die Köpfe hinweg zu fotografieren – bei einer Demonstration des DGB für Mitbestimmung und gegen Arbeitslosigkeit 1975 in Dortmund.

angesiedelt. Das reichte nicht, um die Massenarbeitslosigkeit durch frei werdende Bergarbeiter aufzufangen. Kohleveredelung und Energiewirtschaft wurden zunächst gefördert, aber es wurde ebenso in Bildung und Forschung durch Universitätsgründungen in Bochum (1965), Dortmund (1968), Duisburg und Essen (beide 1972) investiert.

Dieser Umbruch im Ruhrpott vollzog sich nicht geräuschlos: Demonstrationen, Sternmärsche und gewerkschaftliche Kundgebungen prägten den politischen Alltag.

Der 1937 in Hannover geborene und später in Dortmund arbeitende Klaus Rose hat in beeindruckender Weise die zwei Jahrzehnte zwischen 1960 und 1980 mit dem Fotoapparat festgehalten.

Kindheit zwischen Halden und Hochöfen

Die geburtenstarken Jahrgänge in den 60er Jahren sorgten dafür, dass es in jedem Haus mehrere Kinder gab. Dieser Babyboom kam erst durch die Verfügbarkeit der Antibabypille und veränderte gesellschaftliche Moralvorstellungen Ende des Jahrzehnts zum Erliegen.

Neben den bestehenden und wieder aufgebauten Gebäuden waren Arbeitersiedlungen entstanden, Häuser, in denen vier bis acht Familien lebten. In den kleinen Kinderzimmern waren oft drei bis vier Kinder in doppelstöckigen Betten untergebracht. Bedingt durch die räumliche Enge in den Wohnungen spielten die Kinder vorwiegend draußen.

Bis zur Mitte der 60er Jahre hatte kaum ein Arbeiter ein Auto. Das Spiel auf den Nebenstraßen war daher weniger gefährlich als heute. Beliebt waren Fangen und Verstecken. Ebenfalls wurde Cowboy und Indianer gespielt, dafür reichten schon eine leichte Kriegsbemalung mit Kohle im Gesicht und in ein Pappband gesteckte Hühnerfedern um die Stirn als Kostüm. Gern kullerte man mit Murneln oder es wurden Pfennige gegen die Hauswand geworfen, wobei derjenige gewann, der der Wand am nächsten kam.

Am beliebtesten war auch schon bei den Kleinen das Fußballspiel. Im Revier gab es jede Menge Fußballvereine, die als Vorbild dienten. Wenn kein Ball zur Verfügung stand, half eine Konservendose als Ersatz. Gepöhl wurde in Höfen, auf Wiesen und auf der Straße. Es gab in jener Zeit so viele Kinder, dass sich straßenweise Mannschaften bildeten und gegeneinander antraten. Während bei den anderen Spielen auch Mädchen beteiligt waren, blieb Fußball noch Jungensache. Das lag daran, dass Frauenfußball verboten war und erst 1970 zugelassen wurde.

Die erste Bauordnung für das Land Nordrhein-Westfalen aus dem Jahr 1962 sah Spielflächen für Kinder bei mehr als zwei Wohnungen in einem Gebäude vor, falls es in der Siedlung kei-

nen zentralen Spielplatz gab. Die meisten Arbeitersiedlungen waren aber vor 1962 entstanden, sodass es Spielplätze nur in Neubaugebieten oder bei den Kindergärten gab.

Manche Väter hatten hinter dem Haus eine Schaukel gebaut oder einen Berg Bausand angekippt, in dem die Kinder Tunnel gruben und Straßen bauten. Sofern es Wäldchen oder Gehölze in der Nähe gab, dienten sie den Kindern trotz längerer Anmarschwege als Spielplätze. Das geschah auch auf verbotenem Gelände, wie etwa am Schloss Dellwig in Lütgendortmund, einem umzäunten wilden Forst mit aus Tagebrüchen entstandenen Teichen, der dem Jagdvergnügen von Zechenbaronen diente und von einem Berufsjäger bewacht wurde. Man durfte sich nur nicht erwischen lassen. Dass die Kinder mit schmutzigen Händen und Knien nach Hause kamen, war normal, sie wurden mit einem Stück Bergmannsseife, das der Vater vom Pütt mitbrachte, reingewaschen. Aufgeschlagene Knie und Ellenbogen gehörten auch dazu und wurden kurzerhand mit Spucke, Jod und Pflaster versorgt.

Die Luft im Ruhrgebiet wurde in den 70er Jahren sauberer. Paradoxerweise verschwanden aber die Mädchen und Jungen mehr und mehr von den Straßen und hielten sich in den Innenräumen auf. Es lockten Fernsehprogramme für Kinder.

In den 60ern hatten Gewerkschaften höhere Löhne, längeren Urlaub und die Fünftagewoche ausgehandelt. Für die Kinder des Ruhrgebiets hieß das Ferien auf dem Lande und raus aus der Stadt. Viele verbrachten die Zeit in einem Ferienlager, das von den Pfadfindern oder anderen Jugendverbänden organisiert wurde. Manche verreisten mit ihren Eltern zur Nord- oder Ostsee, in den Bayrischen Wald oder nach Österreich. Dahin fuhr man mit der Eisenbahn oder einem Reisebus. Eigene Autos kamen langsam dazu und so wurden Fahrten nach Italien oder Spanien möglich.



Kind des Reviers

Obgleich es noch Landwirtschaft und grüne Flächen im Ruhrgebiet gab, schauten die meisten Kinder auf Industrieanlagen. Die Arbeitersiedlungen wurden in der Nähe der Arbeitsstätten ihrer Väter gebaut. Alle Kinder gingen zu Fuß zur Schule. Ein Knabe mit typischem Schulranzen schaut 1966 interessiert auf ein Werksgelände.



Kinderreichtum

In den nach dem Krieg neu gebauten Zechensiedlungen im Ruhrgebiet, die angeworbene Bergarbeiter aus ganz Deutschland beherbergten, herrschte Kinderreichtum. Man sieht in den Gesichtern, wie frei und fröhlich die Kinder aufwuchsen.



Gastarbeiterkinder

Schon in den 50ern kamen Gastarbeiter aus Italien. Im nächsten Jahrzehnt wurden Arbeitskräfte für schwere und schmutzige Arbeit aus Spanien, Griechenland, Marokko, Portugal, Tunesien und der Türkei angeworben. Hier sehen wir zwei südländische Kinder 1975 beim Taubenfüttern. Mehr und mehr gehörten sie zum Stadtbild und zur Stadtgesellschaft. ↑

Spiele im Freien

Die bei der Gründung der Bergwerke im 19. Jahrhundert entstandenen Zechensiedlungen waren in der Regel anderthalbstöckig und hatten Gärten, um den aus der Landwirtschaft stammenden Arbeitskräften ein Stück Bindung an ihre frühere Tätigkeit zu erhalten. So boten sie den Kindern Freiflächen zum Ballspielen und Fangen, hier konnten sie sich unbeschwert austoben. Oft waren die Flächen ungepflegt und matschig. →





Spielplätze

Allgemeine Kinderspielplätze wurden nach und nach errichtet, um die Kinder von der immer gefährlicher werdenden Straße zu bekommen. Die Höfe waren meist mit Schuppen und Garagen zugebaut, sodass für die Kinder kein Raum blieb. Beliebt waren Rutschen, Schaukeln und Röhren zum Durchkriechen.



Platz für Kinder

Neubausiedlungen entstanden in den 60ern überall im Ruhrgebiet. Die in Dortmund-Scharnhorst war 1965 mit über 5000 Wohnungen besonders für kinderreiche Familien angelegt. Es existierten zwar ein Spielplatz und Sandkästen, doch die reichten für die Menge der Kinder nicht aus. So demonstrierten Kinder und Eltern 1974 für Spiel- und Bolzplätze. Kinder zeigten Transparente wie „Leute, denkt an unser Glück, schenkt uns dieses letzte Stück“ und „Stoppt die Kinderfeindlichkeit“.



Kinderferienspiele

Kinder zwischen sechs und 13 Jahren nahmen 1974 an der ersten Kinder-Ferien-Party in der Dortmunder Westfalenhalle teil. Es war ein Angebot für Kinder in den ersten beiden Ferienwochen, die nicht in einen Urlaubsort verreisten. Angeboten wurden Basteln, Spiel und Sport. Diese kostenlose Einrichtung, für bedürftige Familien gedacht, besteht bis heute fort. Auch andere Städte im Ruhrgebiet boten Ferienprogramme für Kinder an. Denn bei weitem nicht jede Familie konnte sich Urlaubsreisen leisten.

Wilde Jugend im Pott

Die meisten Jugendlichen hatten keinen höheren Bildungsabschluss. Sie verdienten schon mit 14 oder 15 Jahren als Lehrling oder als Jungbergmann ihr erstes Geld. Es herrschte Vollbeschäftigung, erst 1968 stieß die APO eine Lehrlingsbewegung an. Lehrlinge würden zu oft ausbeuterisch als billige Arbeitskräfte missbraucht. Das hatte Erfolg, 1969 wurde ein Berufsbildungsgesetz erlassen, um die Qualität der Ausbildung zu gewährleisten.

Durch Verringerung der Arbeitszeit und längeren Urlaub hatten die Jugendlichen mehr freie Zeit zur Verfügung. Die Mitgliederzahlen der Vereine stiegen, Trimm-dich-Pfade kamen in Mode und in den 70ern wurde der Ruf nach mehr Jugendfreizeitstätten laut. Beliebt waren Mopeds wie Kreidler oder Zündapp und Motorräder wie Horex oder BMW sowie Roller wie Vespa, Lambretta oder Heinkel.

Viele Jugendliche gehörten Sportvereinen an. Besonders Fußballclubs, von denen es in jedem Vorort mindestens einen gab, erfreuten sich zunehmender Beliebtheit. In den 70ern wurden einige neue Schwimmbäder eröffnet. Das Areal des Dortmunder Volksbads wurde 1973 um ein Luftbad für die Anhänger der Freikörper-Kultur erweitert. Man trug damit den geänderten Moralvorstellungen Rechnung.

Anziehungspunkte für die Jugend waren Volksfeste wie die Craniger Kirmes in Herne. Kinobesuche waren in den 60ern beliebt, in den 70ern saß man lieber vor der Mattscheibe oder hörte Popmusik. Zum Wochenende nahm man sich etwas vor. Die Heranwachsenden trafen sich in Jugendgruppen und -zentren. Tanzschulen als gesellschaftliche Notwendigkeit gingen dazu über, Rock 'n' Roll und andere „entfesselte“ Tänze anzubieten.

Die Älteren trafen sich in Kellerclubs, in denen Bands auftraten oder ein Discjockey Platten auflegte. Im ganzen Ruhrgebiet gab es jede Menge Bands, das beliebteste Instrument war die Gitarre. Platten internationaler Musiker wie Elvis Presley, die Beatles oder die Bee Gees wurden aufgelegt. Die Musik war eine Mischung aus Rhythmus, Blues, Country und Jazz. Als Beispiele nenne ich „House of the Rising Sun“ von The Animals oder „What a Wonderful World“ von Louis Armstrong. Dazu kamen die Idole der Protestbewegung wie Bob Dylan und Joan Baez und Rocker wie Jimi Hendrix und die Rolling Stones. Es war eine Jugend, die Folk- und Rockmusik vergötterte. Bei den Auftritten von Rockbands – ein Höhepunkt war 1967 das Konzert der Stones in der Dortmunder Westfalenhalle – kam es oft zu Exzessen und Sachschäden.

In den 60er Jahren hatte der Hörfunk für die Musikszene, den Sportreport und das Hörspiel seine Bedeutung. Das Transistor- oder Kofferradio begleitete die Jugend bei allen Freizeitaktivitäten. Discjockeys wie Chris Howland und Mal Sondock moderierten Musiksendungen beim WDR, die die Jugendlichen auf den seit 1970 populären Kassettenrekordern aufnahmen. Sie ärgerten sich, wenn der Moderator in die Songs hineinredete.

Die Nachahmung der Idole führte zu Pilzköpfen und zur Langhaarmode. Die jungen Frauen zeigten Bein und trugen Miniröcke oft mit bunten Strumpfhosen. Kleider und Hemden mit psychedelischen Mustern und grellen Farben kamen in Mode. In Anlehnung an die Hippies der Friedensbewegung waren Schlaghosen und Batikstoffe in. Die Jungen liebten Jeans und alte Bundeswehrparkas.

Der Aufbruch zur Freiheit und Selbstbestimmung war nicht mehr aufzuhalten.



Wild und selbstbewusst

Die Jugend wurde wilder, aufgeklärter und selbstbewusster. Jugendzeitschriften wie die Bravo griffen Themen wie Sexualität, Drogen, Musik und Mode auf und wurden gern gelesen. 1978 veranstaltete die Bravo in der Westfalenhalle eine Show. Die jungen Besucher auf dem Foto haben entfesselt gute Laune.

Kellerclubs

Mitte der 60er Jahre richteten sich junge Leute Clubs in Kellern ein, die sie mit Plakaten aus der Filmwerbung oder Bildern ihrer Idole schmückten. Man traf sich zum Musikhören, rauchte und trank Blonden Engel (Sinalco mit Eierlikör). Zuweilen feierte man auch wilde Feten.



Transistorradio

Batteriebetriebene Transistorradios verbrauchten gegenüber Röhrenradios weniger Strom und hatten ein kleineres Gehäuse. Obgleich ihr Klang schlechter war, waren sie robuster und konnten überall hin mitgenommen werden. In den 70ern wurden sie vom Kassettenrekorder abgelöst.



Die 60er- und 70er-Jahre im Ruhrgebiet waren eine Zeit des gesellschaftspolitischen Umbruchs und der vollzog sich nicht geräuschlos: Demonstrationen, Streiks und Sternmärsche prägten den politischen Alltag. Nicht nur die Arbeiterschaft aus der Montanindustrie ging flankiert von den Gewerkschaften auf die Straßen und forderte bessere Löhne und die 5-Tage-Woche, auch Kinder und Jugendliche kämpften für ihr Recht, z. B. für mehr Spielplätze und Jugendzentren. Nicht zu vergessen die Studentenschaft, die selbstbewusst die Bildungsmisere anprangerte, für Frieden, Umwelt und Frauenrechte demonstrierte.

Inmitten dieser wilden Zeit wuchs zwischen Zechen und Halden, Arbeitersiedlungen und Neubaugebieten eine junge Generation heran, die als Babyboomer in die Geschichte einging. Ihr Spiel fand meist draußen statt und immer in großer Gesellschaft. Dass die Kinder mit schmutzigen Knien nach Hause kamen, war normal, sie wurden mit einem Stück Bergmannsseife, das der Vater vom Pütt mitbrachte, reingewaschen.

Die meisten Jugendlichen verdienten schon mit 14 oder 15 Jahren als Lehrling oder Jungbergmann ihr erstes bescheidenes Geld. Die Freizeit vertrieben sie sich im Verein, im Jugendtreff und abends im Kellerclub. Wer ein Moped hatte, war König. Miniröcke, Schlaghosen, Batikmuster, Jeans und Parkas waren das modische Erkennungszeichen.

Es waren wilde Zeiten in den 60ern und 70ern im Pott. Der Fotograf Klaus Rose hat sie in beeindruckender Weise mit der Kamera festgehalten.



Klaus Rose ist ein erfahrener Bildjournalist, der viele Jahre in der aktuellen Berichterstattung tätig war. Sein Arbeitsgebiet war seit den 1960er-Jahren vorwiegend das Ruhrgebiet. Seine Stärke ist die authentische, ungestellte Fotografie mitten aus dem Leben der Menschen in seiner Heimat, dem Revier, in Nordrhein-Westfalen und darüber hinaus.

Wilhelm Schöttler, in Dortmund aufgewachsen, gewann bereits mit 16 Jahren einen Preis in einem Kurzgeschichtenwettbewerb. Dann ließ ihm sein beruflicher Werdegang im Handwerk zum Schreiben keine Zeit mehr. Als Rentner hat er sich der Schriftstellerei zugewandt und zahlreiche Sachbücher und Romane, teils mit regionalen Bezügen zu seiner Heimat, verfasst.